

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

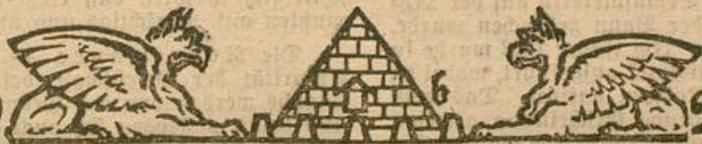
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1921

24.7.1921 (No. 30)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

10. Jahrg. No 30



24. Juli 1921

Rudolf K. Goldschmit / Die Frau auf dem Theater.

Auf dem Theater wurde zuerst die Emanzipation der Frau deutlich und erkennbar. Die Bühnen hat zwar nicht etwa die Frau von irgendwelchen Vorurteilen der gesellschaftlichen Atmosphäre befreit. Aber sie machte zuerst offenbar, als die Frau zu einer Entwicklungsmöglichkeit gelangte, die der des Mannes gleichwertig und, was wichtiger ist, gleichartig war.

Die Frau als Schauspielerin konnte mit denselben reichen Mitteln einer menschlichen Persönlichkeit seelisches Erleben der Kunst zu sinnvoller Gegenwärtigkeit bringen wie der Mann, mit dem sie sonst in keinem Verufe in Wettbewerb hat treten können, ehe die moderne Frauenbewegung ihr die Bahn frei machte. Als Schauspielerin wird die Frau in der Möglichkeit, ihren Beruf auszufüllen, nirgends vom Manne überroffen. Wenn sie in der Mannigfaltigkeit schauspielerischer Einzelleistung hinter der Tätigkeit des Mannes zurücksteht, weil sie ihren Wesensausdruck nicht durch Maske, Kostüm und — Bart verändern kann, so gleicht sie diese Mängel wieder aus durch individuelle Reize einer größeren Kunst und Lieblichkeit: die Schönheit ihres Körpers und ihrer Gliederbewegung wird ihr zur Macht. Die Stellung, die die Frau in der öffentlichen Gesellschaft einnimmt, wird in ihrer Position auf dem Theater widerspiegelt.

Im griechischen Altertum war die Frau nach der sozialen Grundanschauung vom öffentlichen Leben ferngehalten. Das Haus war ihr Heim, umspannte ihren ganzen Daseinskreis. Die Frau blieb damit auch der Bühnen fremd. Noch etwas verhinderte in der griechischen Antike den Zutritt der Frau zum Theater: die Beschränktheit und Eigenart der Rollenmittel, die schwere Maske und der hohe Kothurn, mit denen ein schwacher Frauenkörper sich nicht bewegen konnte, und der noch wichtigere und bedeutendere Umstand, daß das griechische Drama stets einen gewissen sakralen Charakter bewahrt hat. Bis tief ins deutsche Mittelalter hinein, ja bis an die Grenze der Neuzeit, kann man als Regel feststellen, daß die Frauen immer dann von der Mitwirkung auf dem Theater ausgeschlossen wurden, wenn das Drama im mythischen oder religiösen Boden wurzelte. So wurden alle Frauenrollen des griechischen Dramas von Männern dargestellt. Die Antigone des Sophokles, die Iphigenie des Euripides, die Klitemnestra des Aeschylus, waren und blieben Glanzrollen von Männern. Wer kann heute sich eine männliche Iphigenie vorstellen?

Während das griechische Drama aus dem Kult hervorgegangen war, war das römische Drama nur ein Spiel. Jenes hatte also nationale Fundamente, dieses war aus fremdem Boden verpflanztes Reis. Nachdem die Zirkusspiele und die Atellanen, das als ostische Volkstänze charakteristische Volksspiel, längst im römischen Volke Boden gefaßt hatte, wurde um die Mitte des 3. Jahrhunderts vor Christus die griechische Tragödie bekannt. Es folgte die Komödie und bald beherrschten

beide die römische Kunstbühne. Daneben sah man noch den Pantomimus und den Mimus. Der Pantomimus war eine Art Tanz, er zuerst ließ — in den Jahrhunderten der Kaiser — die Frau auf dem Theater zu. Pantomimus und Mimus, diese weltlichsten Spiele der entnervten römischen Gesellschaft und entseeltesten Symbols jener Unkultur, überragen noch die herbsten Fasnachtsspiele des Mittelalters in der Freude am Ohnzöhen, an der bewußten Herausarbeitung geschlechtlicher Zoten, an der Pointierung sexueller Bedingtheiten. Diese Mimen waren durchaus — Dirnen, Prostituierte, die die verborgenen Besitze des weiblichen Körpers zur Schau stellten und sie um Geld den Lüsten eines entarteten Theaterpublikums feilboten und preisgaben. Der Höhepunkt vieler mimischen Darstellungen war zu dieser Zeit die völlige Entblößung des Körpers der Schauspielerinnen, die sich nackt vor dem Publikum produzierten. Es war deshalb nicht zu verwundern, daß die christliche Kirche gegen diese Unsitte energisch Stellung nahm und die Kirchenväter und Bischöfe die Betätigung der Frau auf dem Theater verboten. So war die Art der Darstellung einer der Hauptgründe, welche die Theaterfeindlichkeit der frühchristlichen Kirche begründeten. Man liest heute nicht ohne Schauer die Ankündigung einer Theateraufführung des 6. Jahrhunderts bei Protop von Syrakus: „Mitbürger, Ariadne wird in dieser Pantomime in ihr Brautgemach eintreten; Bacchus, der mit den Göttern gezecht hat, wird sie dort überraschen und es werden auch die Intimitäten der Hochzeitsnacht vorgeführt werden.“ — Die Stellung der Schauspielerin im gesellschaftlichen Leben Roms war entsprechend. Auf der einen Seite war sie geächtet, und das *corpus juris* spricht z. B. von ihr nur in den geringschätzendsten Ausdrücken. Andererseits benützte sie ihre Stellung zur Herrschaft über willenlose Männer, und einer von ihnen gelang es sogar, auf den römischen Kaiserthron zu kommen: die Kaiserin Theodora war ursprünglich eine Mimin.

Einer fast analogen Erscheinung begegnen wir auf dem Hindu-Theater, wo seit kurzem zwar Frauen als Schauspielerinnen auftreten, aber nur aus der Hefe des Volkstums und dem Kreise der Freudenmädchen kommen.

Mit dem Ende der antiken Welt und dem Siege des Christentums war auch der Untergang der beruflichen Existenz der Schauspielerin besiegelt. Die Kirche triumphierte. In der Unkultur einer verrohten Gesellschaft zerschellte die Kunst der Bühne. Es ist nun charakteristisch und entspricht durchaus der seelischen Struktur der europäischen Kulturvölker, daß es bei den germanischen Völkern am längsten dauerte, bis die Frau wieder auf dem Theater erschien. Der Germane ist immer bestrebt, die Erlebnisse der Seele keusch zu verbergen, der Romane ist bereiter und geneigter zur mimischen Darstellung. Tatsächlich ist in Spanien trotz eines Verbotes Philipps II. die weibliche Schauspielkunst nie ausgestorben, so weit rein welt-

liche Darstellungen in Frage kommen; Italien kennt Schauspielerinnen bereits für die sogenannte *commedia del arte* und hat den Zusammenhang mit dem *Minus* nie verloren, und in Frankreich traten berufsmäßige Schauspielerinnen auf, als in England z. B. der Elisabeth noch alle Mädchenrollen von Männern dargestellt wurden. Vergessen wir nicht: Shakespeares *Julie*, *Ophelia* und die *Lady Macbeth* wurden ebenso wie die Töchter des Königs *Lear* von Männern gespielt. In Shakespeares Truppe befanden sich keine Schauspielerinnen, und als 1629 eine französische Schauspielerin es wagte, im Londoner *Blackfriars-Theater* aufzutreten, wurde sie ausgepöfien und mit Schmutz beworfen.

Das Drama des Mittelalters, in den romanischen Ländern *Mysterienspiel*, in den deutschen Ländern *Passionspiel* genannt, hatte durchaus sakralen Charakter. Aus dieser religiösen Formung folgte, daß Frauen nie als Darstellerinnen verwendet wurden. Die Engel *Maria* und ihre Frauen wurden ursprünglich von Geistlichen dargestellt, und als die kirchlichen Spiele aus dem Gotteshaus auf den Marktplatz der Orte heraustraten und der Kreis der Spielpersonen sich erweiterte, da wurden die fahrenden Kleriker, also Männer, die beliebtesten und gewandtesten Schauspielerinnen. Zu ihnen gesellten sich auch die jungen Männer des Ortes als *Vaiendarstellerinnen*. Wiederum bestätigt es unsere Anschauung von der Verschiedenheit germanischen und romanischen Volkscharakters, daß aus französischem Gebiete die erste Kunde stammt von dem Auftreten einer Frau als Schauspielerin auf der *Mysterienbühne*, daß dort also zuerst der *Bau* gebrochen wurde, der die Frau vom Theater fernhielt. Im Jahre 1333 wurde in *Toulon* in Frankreich ein *Weihnachtspiel* aufgeführt, wobei in der Rolle der jungen *Maria* ein Mädchen auftrat. Das muß freilich eine durchaus einzig dastehende Erscheinung gewesen sein; denn es dauerte noch über hundert Jahre, ehe man wieder etwas von einer Schauspielerin hörte. Und wieder aus — französischem Sprachgebiet. 1468 hat nach einer zeitgenössischen *Chronik* in *Neuchâtel* bei der Aufführung eines Spiels von der heiligen *Katharina* von *Siena* ein 18jähriges Mädchen die *Tielerolle* gespielt und dabei die 2900 Verse umfassende *Rolle* trotz des Riesenumfanges so lebhaft, andächtig und rührend gesprochen, daß ein Edelmann, der sich unter den Zuschauern befand, sich in sie verliebte und sie vom *Fled* weg heiratete. Wir haben hier also bereits die erste adeliche *Theaterehe* und *Mesalliance*. Fast aus derselben Zeit, 1473, ist uns eine Nachricht über eine Schauspielerin zu *Vech* in den *Niederlanden* überliefert: ein junges Mädchen erhielt für sein Auftreten in einem *St. Gummariis-Spiel* ein Geschenk von 6 Groschen für ihr treffliches Spiel als *Hexe*.

In deutschen Ländern hört man erst im Jahrhundert der *Reformation* etwas von Frauen als Darstellerinnen. 1517 wird in *Bozen* eine große *Passion* aufgeführt. Sie erstreckte sich über sieben Tage, während sonst nur drei Tage als *Aufführungszeit* üblich waren. Für die vielen hundert Rollen reichten die männlichen Darsteller nicht aus und so wurden Frauen zum *mimischen „Hilfsdienst“* aufgeboten. Die Frau des *Pilatus*, des *Arztes*; *Magdalena*, *Maria* und die *Hebammen* wurden von Frauen und Jungfrauen der Stadt und Umgegend verkörpert, und, was wieder besonders auffällt, nur die *Mutter Gottes*, sowie die weiblichen verdammten Seelen blieben in *Männerhänden*. Auch hier zeigt sich im Kleinen das Beispiel, daß auch dann, als die *Passionen* ihren sakralen Charakter verloren hatten, wenigstens die Rollen, die in das religiöse Erleben hineingriffen, den Männern vorbehalten waren. In *Heinrich Hebels Facetien* wird 1544 von einem besonders schönen Mädchen erzählt, das in einer *Passion* die Rolle der *Maria Magdalena* spielte. Neben den *Passionspielen* gingen im Mittelalter kleine *komische Szenen* einher, die schriftlich nicht fixiert wurden, und die als *mittelalterliche Nachwirkungen* des römischen *Minus* erscheinen. In rudimentärer Form blieben diese *Art mimischer Szenen* bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in den *losen Jahrmarktsszenen* erhalten. Sie hatten, und dadurch unterschieden sie sich von den *Fastnachtspielen*, keine eigentliche Handlung und waren eine Mischung von *Poße*, *Akrobatik* und *Bauberspiel*. *Veranstalter* waren die fahrenden *Leute*, die als *unehrlich* galten, und diese fahrenden *Leute* — *Spielteute*, nicht im Sinne des *mittelalterlichen Literaturbegriffes* — hatten in Frankreich, wie in Deutschland — Frauen bei sich. In Frankreich wurden sie *jongleresse* genannt. Aus dem Jahre 1545 ist uns ein *Kontrakt* überliefert, den eine gewisse *Marie Ferré*, die Frau des *Marktschreiers Michel Fassel*, mit einem *Prinzipal* abschloß. Darin wurde sie verpflichtet zur *Mitwirkung* an *Historien*, *Spässen* und *Sprünge* (1). Diese *Spässe* und *Sprünge* waren selbständige *Spielteile*, nicht etwa, wie noch im 18. Jahrhundert eingelegte *Zwischenspiele* oder *Vor- und Nachspiele* zu ernstlichen Dramen, zu denen ja sogar der große *Schröder* sich herablassen mußte, um das Publikum an das erste Schauspiel zu fesseln. In Deutschland werden die *Begleiterinnen* dieser *Spielteute* *spilwip* genannt.

Die *mittelalterlichen Spiele* fanden ihre Fortsetzung in den *Fastnachtspielen*, im *Volksdrama* und, nachdem der *Humanismus* gleichsam einen *Riß*, einen *Knick* in die *Entwicklung* gebracht hatte, im gelehrten Drama. Das gelehrte Drama schied die Frauen sowohl von der *Darstellung* als auch vom *Publikum* aus. In Schulen aufgeführt, ließen diese Dramen auch nur Schüler für die *Frauenrollen* zu. Das *Volksdrama*, wie es auch auf den *Meisterfingerbühnen* dargestellt wurde, kannte nur Männer als *Darsteller*. Wir wissen z. B., daß die *Nürnberger Meisterfänger* den *Bürstenbindergeßellen Perichla* besonders feierten, weil er „eine *Jungfrau* so gut spielte, daß es ihm keine *Weibsperson* zuvor tat“. Der *Nürnberger Kaufmann Valthasar Paumgartner* hebt 1582 in einem Briefe von seiner *italienischen Reise* an seine *Nürnberger Braut* als besondere *Kuriosität* die *Mitwirkung* der *Frauen* auf dem *Theater* hervor.

Im engsten Sinne „*Volks-Spiel*“, d. h. *Spiel* nur für das *Volk*, waren die *Fastnachtspiele*, die ihre *Motive* und *Stoff* aus den *Gemeinheiten* der *Allgemeinheit* holten. Daß Frauen sich unter den *Zuschauern* befanden, geht aus verschiedenen *Prologstellen* hervor, in denen die weiblichen *Zuschauer* *angeredet* wurden. Völlig ausgeschlossen ist es, daß aber irgendwie Frauen bei der *Darstellung* mitwirkten. *Geschlechtliche Vorgänge* wurden unverhüllt *erörtert*, in *groben Worten* wurden die *verschiedenen Funktionen* bestimmter *Körperteile* behandelt und die *sexuellen Bedürfnisse* der *beiden Geschlechter* und *Lebensalter* zum *Gegenstand* *ordinärster Wize* gemacht. Es ging schließlich so weit, daß *einzelne Städte* *Geldstrafen* festsetzen mußten auf „*unzuchtige* und *unziemliche Art* oder *geperde*“.

Die *Renaissance* — hat das *Individuum* von der *Autorität* der *Gesellschaft* befreit: die *Wissenschaft* und der *Glaube* werden von den *Gebundenheiten* der *Tradition* gelöst, und damit vollzogen sich auch *grundtätliche Umschichtungen* in den *sittlichen Anschauungen*. Auch die *Frau* wurde *selbständiger* und *erhielt* *bestimmteren Eigenwert*. Noch etwas mußte aber dazu kommen, um der *Frau* das *Auftreten* als *Schauspielerin* im *gesprochenen Drama* zu ermöglichen: die *Oper*. Der *Not* gehorchend, wurden in der *Oper* die *weiblichen Rollen* aus *Mangel* an *genügenden* und *geeigneten* *Knabenstimmen* von *Kastraten* gesungen, und aus *Widerwillen* gegen diese in *Deutschland* übrigens nur *vereinzelt* *aufgetretenen* *Kastraten* *Frauen* *übertragen*, und nachdem erst einmal die *italienischen Sängerrinnen* sich in die *Gunst* des *deutschen Publikums* und, was noch *bedeutender* ist, in die *größere* *Gunst* der *mächtigen Herren*, der *Fürsten*, *eingesungen* hatten, da *zügerten* auch die *Truppen*, die das *gesprochene Drama* pflegten, nicht mehr mit der *Aufnahme* von *Frauen*.

Noch eines *dritten theatergeschichtlich bedeutenden* *Geschehnisses* ist zu *gedenken*, das das *Auftreten* von *Frauen* auf dem *deutschen Theater* *begünstigte*: des *Eindringens* der *englischen Komödianten*. Gegen *Ende* des *16.* und *Anfang* des *17. Jahrhunderts* kamen über den *Kanal* aus *England* *englische Wandertuppen*. Sie brachten in oft *sehr verstümmelter* *Form* die *ersten Proben* der *großen britischen Dichter*, spielten neben dem *mißgestalteten Shakespeare* in *barbarischer* *Bearbeitung* auch dessen *Zeitgenossen*, alles *anfangs* in *englischer*, dann *allmählich* auch in *nieder- und hochdeutscher* *Sprache*. Während diese *Wandertuppen* zunächst noch *durchweg* aus *männlichen Schauspielern* bestanden, wagten sie es, nach *einigen Jahrzehnten*, die *Frauen*, die sie in ihren *Wagen* mit sich führten, im *Drama* zu verwenden. 1615 wird *bereits* eine *Isabella Barbarollo* als in *Wien* *aufgetreten* *gemeldet*. 1654 *versprach* in *Basel* der *dahmalige bekannte* *Direktor* *Joris Fophilus*, „die *Liebhaber* mit *guten* *Materien*, *ofimaliger* *Veränderung*, *kostbaren* *Kleidern* und in *italienischer* *Manier* *verzierterem* *Theater*, *schöner* *englischer* *Musik* und mit *rechten* *Frauen* *zu immer* zu *kontentieren*“. Das war nicht die *erste* *Nachricht* von *deutschen Berufschauspielerinnen*; denn schon 1651 *predigt* die *Wölner Geistlichkeit* gegen die *Frauen* auf den *Bühnen*, „wie denn in *specie* *einige* *Nachende* *sowohl* *Weib-* als *Mannespersonen* *hervorgekommen* und *Taten* *verübt* *worden* *sein* *sollen*, die von der *Obrigkeit* nicht zu *dulden* *wären*“. 1669 — und nun kommen die *Höfe*, denen die *italienischen Sängerrinnen* *bereits* nicht mehr *voll genügt*en — *erhielt* die *Frau* des *Direktors* *Treu*, *Maria Lara*, und eine *Weile* *später* auch eine *Urula Ferner* den *Titel* als *kurfürstlich-bayerische Hofkomödiantin* mit *fixem* *Gehalt*. Aber noch *sind* diese *Beispiele* nicht die *Regel*, und *Samuel Pepys* *schreibt* am *7. Januar* *1661* in sein *Tagebuch* „der *Burische Kynaston* in *Weiberkleidern* war das *hübscheste* *Frauenzimmer* im *ganzen* *Haus*“. Aber die *Bewegung* war doch nicht mehr *anzuhalten*. Der *größte* *Komödiantenmeister* des *17. Jahrhunderts*, *Magister* *Veltheim*, hatte *bereits* eine *ganze* *Reihe* *Berufschauspielerinnen* in seiner *Truppe*: *seine* *Frau*, *seine* *Tochter* und *drei* *andere* *weibliche* *Kräfte*, darunter eine *Sara* von *Boxberg*, die *erste* *adeliche* *Dame*, die *zur* *Bühne* *gelaufen* *war*. Er hat es *dank* seiner *künstlerischen* *Repertoire-* und *Spiel-Gestaltung* *erreicht*, daß es *als* *durchaus* *natürlich* *angesehen* *wurde*, wenn *Frauen* die *Bühne* *betreten*. *Eduard*

Devrient, der Geschichtsschreiber des deutschen Theaters, gedenkt dieses Vorganges mit den bedeutenden Worten: Die Neuerer „war von tief einschneidender Wichtigkeit, und es darf ihr ein großer Teil der Anziehungskraft, die Weltens Aufführungen übten, zugeschrieben werden. Aber abgesehen von dem heftigen Verstoß gegen die damalige Sitte, den das Theater damit beging, war mit der Einführung von Frauen — so sehr die Darstellung auch an Wärme, Wahrheit und natürlicher Ausbildung gewinnen mußte — doch für alle Zeiten der Geschmack und das Urteil des männlichen, also tonangebenden Publikums durch das geschlechtliche Interesse getrübt“. Der Gros, die stärkste Triebkraft schöpferischer Wirksamkeit erwacht. Er erreicht es, daß die stärksten Gestalten der dramatischen Dichtung von Elektra bis zum Gretchen nun nicht mehr Rolle, Darstellungsmittel, sondern erlebbare Natur werden. Die Polarität der Geschlechter stärkt und erweitert die Möglichkeit, die große Dichtung zu verlebendigen, sie bringt aber für die Frau neue Gefahren, verwickelte und heute noch ungelöste Aufgaben.

Zunächst ging der Weg der Frau auf dem Theater des 18. Jahrhunderts sehr rasch aufwärts. Ein Name ist auf dem schönsten und saubersten Blatt deutscher Literatur- und Theatergeschichte verzeichnet: Friederike Karoline Neuber. Die geistig ungemein regsame, künstlerisch und organisatorisch hoch begabte Frau hat als Helferin Gottscheds in einer entscheidenden Epoche unserer Literaturentwicklung an führender Stelle gestanden und ist so verdientermaßen auch in die Literaturgeschichte hineingekommen. Freilich, noch mußte auch sie der Zeit, die noch immer nur mit Verachtung auf das Komödiantenpad herabschaute, ihr Bestes, ihre Ehre opfern, und als die Frau, die einst an Kaiser- und Fürstenhöfen gespielt hatte, arm und verlassen starb, da weigerten ihr die Geistlichen sogar ein ehrliches Begräbnis. Aber die Neuberin hat neben ihren mannigfaltigen literarischen Verdiensten auch das kulturgeschichtlich bedeutsame Werk erreicht, die Tore weit aufgestoßen zu haben für eine Entwicklung der weiblichen Schauspielkunst. Sie war nicht, wie man es noch heute in Literaturgeschichten lesen kann, die erste deutsche Schauspielerin, wohl aber die erste wahrhafte Künstlerin unter den Schauspielerinnen. Nun gewinnt es eigentlich erst Interesse, die Frau auf dem Theater in ihrem Werden und Wirken zu verfolgen. Was wir heute oft als Auswuchs modischer Entartung ansehen, wenn Sarah Bernhardt oder Adele Sandrock den Hamlet spielten, treffen wir bereits im 18. Jahrhundert an. 1760 spielte Madame Neuhof in Berlin den Drossman in Voltaires Baire und 1770 gar Madame Abt von Echofs Gotthaischem Theater den — Hamlet. Dank der Macht ihrer geschlechtlichen Individualität gelangte die Schauspielerin zu Einfluß und Ansehen und ihre Stellung auf dem Theater ist wieder nur der Spiegel der Stellung der Frau in der Gesellschaft überhaupt. Ihr Einfluß zeigte sich — und das ist völkisch- und gesellschaftspsychologisch sehr reizvoll in der — Mode. Unbewußt oder absichtlich, verkündet der beste Modetemper der Gegenwart, Max v. Boehn, machte die Schauspielerin die Bühne sofort zu einem Modefaktor. Das Auftreten von Frauen auf dem Theater war für die Mode von einschneidender Bedeutung. Wir können diese These an einer Fülle konkreter Einzelbeispiele beweisen. Molleres Frau tritt 1678 — in Frankreich hat die Frau ja einige Jahrzehnte früher als in Deutschland die Bühne erobert — als Circe im Schleppe auf und sofort wurde der Schleppe die Mode des Tages. Kaum hatten 40 Jahre später die Schauspielerinnen in Paris den Reifrock getragen und alsbald verdrängte er die Schleppe. Nicht, wie man oft liest, Marie Antoinette hat im letzten Regime die Mode bestimmt, sondern die pikanten, koketten Damen der Bühne, die Saint Val, Contat und ihre Kolleginnen. Viele Kleider- und Hutmoden sind von der Bühne aus in die Gesellschaft importiert worden. Der große Einfluß war die Folge des gesteigerten Ansehens. Episoden wie der durch den Einfluß einer Schauspielerin am Hofe erzwingene Rücktritt Goethes von der Leitung des Weimarer Theaters charakterisieren die errungene Machtposition der Schauspielerin. Die Romanistik und das Biedermeier haben auch in der Gesellschaft die Frau zur Herrscherin erhoben. Zu Anfang des neuen (19.) Jahrhunderts kommt die Zeit der Salons und in ihnen regiert die Hausfrau. Frauen geben den Ton der geistigen Gesellschaft in den Städten an. Die Jüdin Rachel fesselt sogar den königlichen Prinzen Louis Ferdinand und Genies wie Grillparzer, Karoline Schlegel, Dorothea Schlegel u. a. sammeln um sich die Dinge bestimmter geistiger Schichtung. Die Jahre 1800—1848 sind auch die Triumphezeit der Bühnensterne. Sophie

Schröder und mehr noch ihre Tochter Wilhelmine Schröder-Devrient, die große Sängerin, begeisterten die feinsten Gemüter der damaligen Kunst. Umjubelt und verehrt wie eine Landesfürstin von ihrem Volke waren vom Publikum die Bühnengöttinnen der Zeit: Henriette Sonntag, die Stieh, die Hagen u. a. Als Henriette Sonntag in Frankfurt gastierte, schlug der Wirt, bei dem sie 14 Tage gewohnt hatte, bei ihrer Abreise jede Bezahlung aus. Ein junger Mensch kam acht Stunden zu Fuß von Wiesbaden nach Frankfurt, um die berühmte Künstlerin zu hören, und trat in der Nacht wieder zu Fuß den Heimweg an. In London schloß das englische Unterhaus, am Tage des Gastspiels der Sonntag, um einige Stunden früher die Sitzung, damit die Abgeordneten „die göttliche Frau“ bewundern könnten. Die Frau auf dem Theater erhielt ihre Machtposition im 19. Jahrhundert legitimiert. Sie wurde Baronin, wurde Gräfin, wurde die Gattin der Plutokraten, drang in die geistige Aristokratie ein, und knapp hundert Jahre, nachdem Geistliche die Schauspielerin noch als ein unehrliches Weib bezeichneten, holte ein regierender deutscher Herzog eine Schauspielerin als Ehegattin in sein Schloß. Etwa bis zur Zeit des Biedermeier waren Gesangs- und Schauspielerrollen noch ungetrennt. Das Gretchen im Faust sang auch die Susanne im Figaro, die Jungfrau von Orleans auch den Fidelio. Als dann Schauspielerinnen und Sänginnen sich schieden, wurde die weibliche Schauspielkunst rasch auf eine besondere Höhe gebracht. Aber die Trennung, die Spezialisierung schuf eine Reihe nie zu lösender Probleme, die die Frau auf dem Theater unter die Einwirkung einer Fülle verwickelter Gesetze stellte. Das erotische Problem als Naturproblem hatte sich natürlich zuerst angekündigt. Der Mensch ist immer zuerst Geschlechtsphänomen. Aber soziale Differenziertheit des Standes und künstlerische Nöte der schöpferischen Individualität schaffen erst die Kompliziertheit des Daseins der Schauspielerin. Aus der Spezialisierung wurde das Fach geboren: und merkwürdigerweise brachte dieser Umstand wieder einen Rückschlag in der künstlerischen Entwicklung. Das Fach der Heroine, der Liebhaberin, der Sentimentalen, der Naiven erstarrte zu leicht im Typus, und wenn wir heute die großen Menschendarstellerinnen der Vergangenheit als Vertreterinnen ihrer Fächer bewundern, nur historisch bewundern können, so dürfen wir den Weg in die Zukunft der Schauspielkunst allein in der vom Fachprinzip und vom Typus losgelösten Richtung der individuellen Menschendarstellung sehen. Dazu hat der moderne psychologische Realismus des Dramas von Hebbel über Ibsen zu Strindberg das Beste beigetragen.

Die notwendige künstlerische Differenzierung, die Verstricktheit der sozialen und psychologischen Probleme bringen für die Frau auf dem Theater auch einen Umkreis von seelischen und materiellen Nöten, die heute noch keinen Ausblick geben auf eine mögliche Lösung der Konflikte. Noch im Weltkrieg ging eine der stärksten und größten Hoffnungen der deutschen Bühnen, Gemma, Voic, freiwillig in den Tod, weil kein deutsches Theater ihr die Möglichkeit gab, die reichen Kräfte einer sicher untypischen Darstellungskunst zu entfalten und weil sich keine Bühne fand, ihr großes kompliziertes Talent in den „Tagesbetriebe“ einzuordnen. Und im kaiserlichen Deutschland war es möglich, daß ein Theaterdirektor eine erste Kraft zu einer Monatsgage suchte, die gerade hinreichte, den Schuhmacher und die Handkammer zu bezahlen, und daß er die geringe Gage mit dem Hinweis begründete, die Stadt hat — Dragonergarnison.

Die Revolution hat die Schauspielerin auch materiell gehoben, gleichzeitig aber mit der Errungenschaft der Mindestgage und der Wiederkehr des Fachprinzips neue Gefahren der Nivellierung gebracht. Und als neueste Gefahr stellt sich das Kino mit seinen Lockungen und Verderbnissen der Kunst in den Weg. Nivellierung der Persönlichkeit wäre Schädigung und Verderbnis der Kunst. So findet die Gesellschaft, der Staat, die Organisation ununterbrochen neue Aufgaben. Der Weg der Schauspielerin hat in drei Jahrhunderten aus armseligen Ebenen auf höchste Gipfel deutscher Kunst geführt. Aus dem Mädchen der Landstraße ward die Fürstin der Gesellschaft, ward die Deuterin von Weltbild und Weltgefühl. Sie hat in den letzten Generationen neue Pforten für eine neue Entwicklung geöffnet. Sie hat die Wirkungen des Gros verändert, variiert, seine Einflüsse in neue Bahnen geleitet und ist doch dem Gros im tiefsten Innern untertan geblieben. All das gibt den Glanz und die Rührung an ihre Zukunft. In ihrer Sendung, Dienerin und Mittlerin höchster Werte zu sein, liegt Bestimmung ihres Körpers und Aufgabe ihrer Seele.

Albert Schneider / J. E. Porizkys literarische Kleinkunst.

Das Buch, aus dem Porizkys höchste schriftstellerische Wünschbarkeit spricht — was keine Wertung an sich, sondern nur im Hinblick auf die Umschreibung seiner Persönlichkeit sein soll — ist das vor 15 Jahren erschienene Bekenntnisbuch „Meine Hölle“. Eine Art Autobiographie mit betonter Gestaltung des Epischen, ein Roman mit einem Mindestmaß eigentlicher Begebenheit und Entwicklung, endet es, wie es beginnt, mit der Anklage des Verzweifeltens gegen ein Schicksal, das ihn während einer furchtbaren Jugend im Elternhaus und der an Verirrungen und Demütigungen reichen Werbezzeit zu vergeblichem Duldbertum verurteilt, aber die Erschütterung der Tragik, die immer auch eine Erhebung ist, vorenthält. Ein hoffnungsloser Schrei ist das bleibende Fazit: „Also das war die Welt!“

Das war die Welt, die auch der ringende Schriftsteller ertragen mußte und nur ertragen konnte, weil sein regsamer Geist sich zeitweilig über ihre Dumpfheit erhob, indem er sie dichterisch zu gestalten oder ihre ihm weisensverwandten Gestalter mit kritischem Scharfsinn zu erfassen suchte. Dieses Bedürfnis macht das Befremdende an seinen Dichtungen verständlich, die Kühnheit in der Stoffwahl, die auch das Krasseste nicht verschmäht, die inkongruenten Bestandteile, mit denen sich die Durchführung belastet, das Grelle und oft Zynische in Wort und Gedanke, das sich manchmal neben das rechte Stimmungsbild legt. Die drei Novellenbände „Von jungen Philosophen und alten Narren“, „Liebesgeschichten“ und „Geistesergeschichten“, die in den Jahren 1912/13 bei G. Müller, München, erschienen sind und das Ergebnis eines halben Menschenalters an epischer Kleinarbeit darstellen, erweisen sich unter diesem Gesichtspunkt als durchaus zusammengehörig, in einem Maße sogar, daß mit Ausnahme vielleicht der Geistesergeschichten, die Stücke voll ruhiger Abklärung enthalten, es auch dem Erfahrungsten Mühe machen möchte, ohne biographische Handhaben eine chronologische Reihenfolge herzustellen.

Die überraschende Übereinstimmung des Frühesten mit dem Spätesten, sowohl in stofflicher wie in formaler Hinsicht, zeigt deutlich, daß sich hier nicht eine auf große Aktion angelegte Natur wie in kleinen Zwischenakten erholt hat, sondern daß Eigentliches zu Wort gekommen ist. Ob das Hauptgewicht auf die Charakteristik gelegt wird wie im erstgenannten Band oder auf den Konflikt in den Liebesgeschichten, oder ob ein ungewöhnliches Erlebnis beschrieben oder umschrieben wird — es geschieht wohl einmal, aber es geschieht selten, daß ein Mensch eine langwierige Wandlung durchmacht oder ein Konflikt auf weitem Weg und Umweg seinem erwarteten beruhigenden Ende zugeführt wird. Charakter, Konflikt, Erlebnis werden gegeben und in scharfem Umriß festgelegt, und oft genug besteht die Lösung in der Feststellung, daß es so ist und nicht anders sein kann, der Mensch, das Leben, die Welt. Der Schlüsselpunkt ist kein Endpunkt, bei dem die Fabel aufhört; sie soll dort weitergehen, wie sie mit dem Finitale längst begonnen hatte, soll ins Leben zurückkehren, aus dem sie gekommen ist.

Da auf solchem Wege die seelische Not des Dichters nur vorübergehend zu bannen war und die Ueberwindung stets wieder zu den alten Drangsalen zurück oder in neue Zwiespälte hineinführte, hielt er in begreiflicher menschlicher Sehnsucht nach Dauerndem und Verlässlichem Ausschau. Er hatte den Heiligen der christlichen Kirche verschiedentlich heiläufige Betrachtungen gewidmet, als ihn der Tiefste und geistig Stärkste von ihnen so mächtig in seinen Bann zog, daß er sich entschloß, dessen heute noch lebendigstes Schrifterzeugnis in natürliche deutsche Sätze umzugießen. (Die Bekenntnisse des hl. Augustin, München 1912.) Jung und begeistert hat er Heines unfürsichtlichen Freisinn erfolgreich verteidigt, er hat mit kaum geringerer Liebe dem Materialisten Lamettrie einst eine ausführliche Monographie gewidmet, aber in seiner Einleitung zu Augustins

Bekenntnissen — so diese Einblicke in die Psyche des großen Kirchenlehrers sie auch öffnet — scheint er vor einer unüberwindlichen Schranke Halt zu machen, vor dem Faktum des absoluten religiösen Glaubens. Er sieht diesen Grundpfeiler des Geistes — wer könnte ihn übersehen! — aber er will ihn nicht wahrhaben, weil er ihm rätselhaft bleibt, dieser Löser und Entwirrer aller Rätsel.

Hier scheidet sich der Mensch und Geist des 20. Jahrhunderts von einem zuverlässigeren Seelentum, und dem Heutigen ist ver sagt, was den Andern zuletzt als Hafen aufnimmt, das unerschütterliche Vertrauen auf ein unbedingte Hingabe heischendes Wesen. Auch er bekennt, aber er demütigt sich nicht; er klagt an, aber er beichtet nicht, denn der Beichtende verurteilt nicht die Welt, sondern sich selber vor dem Ohr des Einzigen, den er ohne Flecken und Irrung sieht. Aus seinem Chaos führt kein Ausweg; das muß in sich selber zur Ruhe kommen. Aus dem Dulder muß ein Duldsamer werden, aus dem Kläger ein Erwäger, aus dem Widerscheit der Dichtung und dem Licht der Kritik das Spiegelbild der Welt.

Nur dadurch, daß das Subjektive im Erleben, seine Gefühlseite, zurücktrat, konnten die Erscheinungen des äußeren Lebens aufhören, sich als bloß feindliche Macht darzubieten. Vor dem bloß reflektierenden Intellekt wurden sie mehr und mehr Verständnis fordernde Dingwelt, die auf ihr unanfechtbares Daseinsrecht pochte und ihre glaubwürdige Daseinswirklichkeit zu beweisen sich anstrebte. Aus dieser Stimmung wurden die Essays geboren. Auch jetzt war die gedankliche Betrachtung fern von allem bloßen Falsagen, aber Tadel wie Beipflichtung verloren Schärfe und Lautheit. Entsprangen sie auch nicht der resignierten Beruhigung, so trugen sie doch den Stempel erreicher Selbstzucht und Selbstpflege an sich, das Bedürfnis nach verbesserter Lebenshaltung.

Das ist der Sinn, wenn der Essayband „Das Herz der Nacht“ (G. Müller, München, 1910) im Untertitel ein Buch zur Kultur der Seele genannt wird; es soll weder erregen, noch erschüttern, sondern bilden. Ihm aufs engste verwandt, Seitenstück oder Fortsetzung, ist das 1918 erschienene, aber vor dem Krieg bereits druckfertige „Imago mundi“. Liegt in jenem der Hauptnachdruck auf dem Menschen als Individuum, so stellt das letztere im Wesentlichen das Leben der Gemeinschaft zur Betrachtung, anhebend mit einem Ausblick auf die kosmische Heimat des Menschen und über die Begriffe Kultur und Zivilisation den Gesichtskreis verengend bis zu den geistigen Lebensmächten des Gewissens und der Moral.

In der Kleinkunst der Novelle und derjenigen des kritischen oder kulturphilosophischen Essays gibt J. E. Porizky sein Wesentliches, also Lösungen. Ihr gegenüber halten weder seine dramatischen Versuche, noch die zu romanhafter Breite angelegten Erzählungen nicht in gleicher Weise Stich. Ob er sich je wieder zu einem groß geplanten Werk der Dichtung oder vielleicht des Gedankens entschließen wird, bleibt zweifelhaft. Einstweilen zeigt sein vor kurzem erschienener Essayband „Die Kritiker“ (Hösel u. Cie., München), daß er nach der langen Pause, die der Krieg verursachte, mit gleichen Geisteskräften und Tendenzen an die Dinge herantritt wie zuvor. Unverkennbar vertritt sich sein Wille, die Gesamtheit seines Bestehens an Erlebnissen vor der endlich geklärten Spiegelfläche neu zu erproben.

Früher konnte es geschehen, daß kritisches Wissen in gedanklicher Deutlichkeit sich in die epische Behandlung eingeschlichen hat, im letzten Werke möchte man eher das Umgekehrte feststellen, daß nämlich der Essay oft genug die Vorzüge einer gelungenen novellistischen Technik zeigt. Der rastlose, vor Vielheitigkeit fast zersplitterte Geist hat sich fortsetzend zur Stetigkeit gezwungen, die an der Ungehörtheit der Gedankenfolge, der Straffheit der Diktion und der Schlichtheit des Stils eines Schriftstellers jederzeit erkennbar ist.

W. Berg / Zecher und Wirtshäuser im alten Karlsruhe.

Es ist nun einmal so. Es muß wohl an der Luft liegen, daß die Karlsruher, volkstümlich gesprochen, „die Zecher auf der Sonnenseite haben“, und auch die „Berg'soffenen“ wären über kurz oder lang an sich selber die Trockenheit des genannten Drangans. Leider ist dieser chronische Zustand heutzutage mit einer beträchtlichen und sehr unerfreulichen Schädigung des empfindlichsten Körperteils (1), den der Mensch hat, nämlich des Geldbeutelns oder zeitgemäßer der „Bazillentasche“ verbunden.

Da waren doch die biederen Bewohner unserer Hauptstadt in alten Zeiten viel besser daran. Denn um die Mitte des 18. Jahrhunderts irleben Bürger, Hinterlasser (der in Kleinkarlsruhe, dem sogenannten „Dörfle“, sesshaft war), Schutzhude, marktgräflicher Beamter, Diener und Soldat den Kultus des

berühmten § 11 recht eifrig und andauernd für so lächerlich wenig Geld, daß es uns heute völlig sagenhaft erscheint. An Tempeln, in denen man jenen Kultus ausüben konnte, fehlte es nicht, im Gegenteil, sie waren im Ueberflusse vorhanden. Wir werden noch darauf zurückkommen müssen. Aber die Hingebung, mit der die guten Einwohner von Alt-Karlsruhe sich die Nase begossen, erregte dem Landesfürsten Karl Friedrich, der damals noch Markgraf war, schweres Bedenken, und er wendete, wie schon öfter, eine weiße Fürsorge auf, um durch ein landesväterliches Reskriptum „gegen das nützliche Sitten und Zechen in denen Wirtshäusern“, das er unter dem 10. August 1763 an das Oberamt der Residenzstadt ergehen ließ, dem verdrüßlichen Uebel zu steuern. Das denkwürdige Aktenstück möge hier im Wortlaute folgen:

Wir haben mißfällig vernommen, daß derer schon mehrfältig von Uns ergangenen Verbote ungeachtet, das nächtliche Sitzen und Bechen in denen Wirtshäusern annoch immer, und öfters bis in die Mitternachtszeit fürdaure, so, daß mehrfältige Schlägereien, und andere Unordnungen geschehen. Gleichwie Wir nun dieses schändliche Beginnen durchgängig abgethan wissen wollen; also erneuern Wir hierdurch nicht nur alle, dieserhalb bereits erlassenen Befehle, sondern gebieten insbesondre Euch, dem Oberamt, hiermit nochmalen, sämtliche hiesige Wirthe vorzubehalten, und ihnen ernstlich zu intimiren, von nun an nicht mehr zu gestatten, daß, nach zehen Uhr des Nachts, ein einheimischer Gast, wer der auch seye, länger sitzen bleibe, und zeche; wie denn ein jeder Wirth im Uebertretungsfalle, und zwar das erstemahl um zehen Reichstaler ohne Nachsicht, das zweitemahl aber noch härter gestraft, und befindenden Dingen noch so gar der Wirtshaus-Gerechtigkeit, und deren ferneren Forttreibung, verlustig erklärt werden solle; damit nun dieser Unser Befehl desto sträcker und gewisser befolgt werden möge; so habt Ihr, das Oberamt, selbst genau darob zu halten, wie Wir dann auch zu solchem Ende Unseren Obrieten und Commandanten die künftige Visitation sämtlicher Wirtshäuser durch die Patronen ebenfalls anbefehlen. Damit aber auch desto gewisser diesem nachgelebet werde, so habt Ihr denen gesamten Wirthen zu bedeuten, daß, im Fall ein- oder der andere Gast, um zehen Uhr nicht freiwillig sich fort begeben wolte, von dem Wirth sogleich die Wacht geholet und ein solcher in Arrest gebracht werden, im Contraventions-Falle aber der Wirth davor haften solle. Wir versehen Uns von Euch der pünctlichen Vollziehung dieses Unseres Befehls und verbleiben Euch in Gnaden gewogen."

Man darf wohl als sicher annehmen, daß diese hochfürstliche strenge Vermahnung „nicht ohne einige absonderliche Wirkung“ geblieben sein und den allzu eifrigen Wachstnechten einen heilsamen Schrecken eingejagt haben wird, freilich nur auf kurze Zeit; denn das Dichten und Trachten des Menschen ist böse von Jugend auf. Da nun die Zecher nicht wider den Stachel löcken konnten, so suchten sie sich auf eine andere Art schadlos zu halten. Sie besuchten die öffentlichen Wirtshäuser, die fortan streng beaufsichtigt wurden, seltener oder vermieden sie ganz und versammelten sich dafür zu beliebigen Zeiten an besonderen Orten, um da bei den unverhältnismäßig billigen Schankpreisen sich dem angenehmen Geschäft des Zechens bis in die Nacht hinein hinzugeben. So schlug man der Obrigkeit ein Schnippchen. Diese Konviven in heimlichen Winkelneipen schienen nachgerade stark im Schwunge gewesen zu sein. Aber nach und nach vernachlässigte man, wie das so geht, die nötige Vorsicht; besonders mögen die Winkelschenkenbesitzer, die wohl selbst ihre besten Gäste waren, sich in das falsche Gefühl der Sicherheit eingewiegt haben. „Doch die kluge Polizei“, wie es in dem schönen Liede heißt, „merkt gleich, was dahinter ist“. So kam, was kommen mußte. Rache folgte der Freveltat. Die mittlerweile großherzoglich gewordene Polizeideputation erließ ein donnerndes Quos ego!, eine flammende Verordnung, mit der sie dem unerlaubten Weinschank und dem heimlichen Bechen zu Leibe ging. Dieses Ediktum, so am 11. Oktober 1800 publiziert wurde, lautete, wie folgt:

„Ungeachtet des wiederholten Verbots des unbefugten Weinschanks und der Winkelschenken, wird dieser Frevel dennoch fortgetrieben. Die kasse Entschuldigung des Uebertreters, dieses betrügerische Gewerbe zu Erhaltung seines Hausweins und seiner Familie zu bedürfen, ist eben so abgelehnt, als wenn ein Dieb seinen Diebstahl mit der Ernährung von Frau und Kinder entschuldigen wollte. Mit öffentlicher Beschimpfung soll von nun an ein solcher aus schändlicher Gewinnsucht betrügerisch getriebener Schleichhandel gebrandmarkt werden. Keine Entschuldigung wird mehr angenommen, sondern die ganze Schärfe der Strafe soll auf den frevelnden Uebertreter fallen. Wer daher künftig unbefugterweise Wein auschenkt, wird das erstemal mit Confiskation alles vorgefundnen Weines, und mit einem Gulden Strafe für jeden ausgegebenen Schoppen belegt. Im Wiederholungsfalle wird die Strafe verdoppelt; bey der dritten Uebertretung aber wird der Uebertreter als förmlicher Betrüger behandelt, und nebst der Confiskation und Geld-Strafe mit Leibes-Strafe belegt. Sollten herrschaftliche Diener sich so weit vergessen, durch Ausschankung ihres Besoldungs- oder andern Weines, das Avarium ihres Herrn zu betragen, so sollen sie nebst der angeordneten Strafe, ihrer Behörde zur besonderen Ahndung angezeigt werden. Dem Anzeiger gebührt das Drittel der Strafe. Wer von Amtswegen zur Anzeige verbunden ist, und die Anzeige wissentlich unterläßt, wird unanständig mit Dienst-Entscheidung bestraft.“

Man darf indessen berechtigten Zweifel hegen, daß selbst dieses strenge Ediktum genügt hat, um das Uebel mit Stumpf und Stiel auszurotten. Die großherzogliche Polizei wird sich auch weiter viel haben ärgern müssen. Das geht aus dem Umstande hervor, daß sie sich schon nach drei Jahren genötigt sah, wieder gegen das verdamnte Saufen zu Felde zu ziehen. Diesmal galt ihre freundliche Ermahnung den Herren Handwerksgefallen

im besonderen. Diese widerborstige Gesellschaft wollte durchaus nicht einsehen, daß der Montag ebenso zur Arbeit da sei wie die andern Werkstage. Sie nahm es im Gegenteil mit der Feier des blauen Montags ungemein ernst. Vielsache Klagen aus der Bürgerschaft und höchstheigene, mißfällige Wahrnehmungen veranlaßten eine hohe Polizeidirektion dann auch zur Androhung verschärfter Maßregeln gegen die allzu üppig ins Kraut geschossenen Herren Gesellen. Wir heben aus dem betreffenden Polizeidekret die wesentlichsten Punkte hervor:

1. Es finden keine blauen Montags mehr statt, und auch andere Werkstage dürfen nicht mehr als Schwelgtage verlohren gehen.

2. Der Meister, welcher seinen Gesellen nicht an allen Werktagen Arbeit giebt, wird mit 5 fl. bestraft.

3. Gesellen, welche an Werktagen nicht arbeiten, werden arretiert und zur öffentlichen Arbeit angehalten.

4. Meister, deren Gesellen eigenmächtig an Werktagen nicht arbeiten, sollen die Anzeige davon machen. Unterlassen sie die Anzeige, so sieht man es an, als ob sie selbst die Faulenzüge zugegeben hätten, und sie werden nach § 2 bestraft.

5. Die Herbergs-Väter und andere Wirthe sollen den Gesellen, welche blaue Tage machen, keinen Vorstoß leisten, sondern sie nach Hause weisen, bei Strafe von 1 fl. für jeden der im Wirtshause angetroffen wird.

6. Gesellen, welche ausser der Stadt in benachbarten Dorfwirtshäusern herumziehen, werden bei ihrer Rückkehr ebenfalls arretiert, und gleich denen behandelt, welche in der Stadt dem Müßiggange nachziehen."

Die mitgeteilte Verordnung läßt uns in mehr als einer Beziehung einen Blick in die damaligen Zustände unserer Landeshauptstadt tun.

Hätten wir es bisher mit den bösen Zechern zu tun, so wolten wir uns jetzt doch einmal nach den Wirtshäusern umsehen, die dem Landesvater und seiner Polizeideputation, der späteren Polizeidirektion, soviel Unruhe, Merger und Kopfzerbrechen verursachten. Es ist bekannt, daß die Radialstraßen des ältesten Karlsruhe zu Karl Wilhelms Zeiten nach den Namen von Hofkavalieren und Rittern des damals gestifteten badischen Hausordens der Treue benannt waren. Aber diese Namen, die ohnehin mitunter wechselten, lebten sich in der Stadtbevölkerung nicht ein. Man nannte die Straßen vielmehr nach den Wirtshäusern, die in ihnen lagen, sprach also von einer Wärensasse (der heutigen Karl-Friedrichstraße), einer Rammgasse, einer Adler-, Kronen-, Kreuz-, Ritter- und Waldhornstraße. Außer den dort gelegenen Wirtshäusern gab es, so klein die Stadt auch war, noch andere. Um 1753 zählte die Stadt etwa 2800 Seelen und besaß die erstaunliche Zahl von 65 Wirtshäusern, und zwar 50 Schild-, 10 Strauß- und 5 Judenwirtshäusern.

Unter den Schildwirtshäusern hat man die regelmäßigen Wirtshäuser zu verstehen. Wir haben über die Art und Weise, wie man im 16. und 17. Jahrhundert die Wirtshäuser auf dem Lande betrieb, bestimmte Nachrichten. Eine solche Wirtshaus, auch „Dorftube“ genannt, wurde auf eine gewisse Zeit, z. B. auf ein Jahr, einem Bürger übergeben. Von dem Wein wurde ein „Ungelt“ an die Herrschaft entrichtet. „Ungelt“ ist eine Uebersetzung aus dem lateinischen indebitum und bezeichnet ein Geld, das man nicht von Rechtswegen, sondern erbeten, d. i. freiwillig, der Herrschaft zahlte, das man also eigentlich nicht zu zahlen hatte, nach Weigands Wörterbuch eine „widrige Abgabe“. Die Form „Ungelt“ (Umgelt) ist ebenso falsch wie „Ohmgeld“, welsch letzteres wohl darum entstanden ist, weil namentlich die Weinsteuern eben ein Ungelt war. Diese Abgabe wurde von Einfuhr und Verkauf von Lebensmitteln, Getränken, Vieh und Waren gezahlt. Von jedem Saum des zum feilen Verkauf vom Hopfen ausgehenden Quantums Wein erhielt die Herrschaft 1 Schilling 6 Pfennig Ungelt. Außer dieser Abgabe gebührte der Herrschaft noch der sogenannte „Maßpfennig“, d. h. von jedem Saum Wein 8 Baken, und niemand war von dieser Abgabe frei. Ohne Genehmigung der Herrschaft durfte niemand eine Wirtshaus betreiben. Hatte er diese Genehmigung, so durfte er vor der „Verscheinung“, d. h. vor Ablauf eines Jahres, den Betrieb der Wirtshaus nicht einstellen. Im baden-bur-lachischen Oberlande war bezüglich der Erhebung des Ungelts bestimmt, daß nur sogenannter „geschähter Wein“, d. h. solcher Wein, für den schon die Abgabe des Maßpfennigs bezahlt und dessen Menge daher festgestellt war, verzapft werden durfte. Im Keller des Wirtes wurde der Wein vom Vogt und den Geschworenen „überchlagen“, d. h. die Weinmenge bemessen. Dann wurde das sich ergebende Quantum auf zwei Kerbhölzer geschmitten, von denen je eines der Wirt und der Vogt oder die Geschworenen aufbewahrten. Das Quantum des aus dem Keller verkauften Weines wurde von dem Vorrat auf dem Kerbhölz abgeschmitten. Von diesem Gebrauche stammt der noch heute übliche Ausdruck „Afzis“, d. h. „das Aufgeschmittene“ (accisum von accidere), von dem man die Abgabe bezahlt. Für umgestandenen Wein gab es eine bare Rückvergütung niemals. Die

Herrschaft betrachtete das bereits Erhaltene als Vorempfang. Über das Ungelt für solchen Wein wurde verrechnet und vom Kerbholze abgeschrieben. Diesen Wein durfte der Wirt nicht verkaufen, wohl aber mit seinen Leuten im Hause trinken. Profit!

Außer den Schildwirthschaften gab es von jeher die oben erwähnten Busch-, Strauß- oder Kranzwirthschaften. Mit ihnen hatte es folgende Bewandnis. Man baute und herbete im Mittelalter viel Wein, aber nur die besseren Qualitäten gingen ins Ausland ab. Damit nun die großen Mengen von sogenannten Landweinen abgesetzt werden konnten, mußte man für den Verkehr mit solchen geringeren Weinen Erleichterungen schaffen. Der Wein läßt sich nicht wie andere Früchte auf den Markt bringen, sondern man muß ihn entweder im Keller oder in der Wirthschaft los schlagen. Ein Verkauf ab dem Keller fand gewöhnlich nur bei besseren Weinen statt, geringere verkaufte man in der Schenke. Um seinen Wein los schlagen zu können, mußte der Weinbauer daher selbst eine Zeitlang Schenkwirt sein. Er steckte nun zum Zeichen, daß er seinen eigenen Wein verzapfen wolle, einen grünen Busch von Laub- oder Nadelholzweigen, einen Strauß, über der Thür auf, in früheren Zeiten wohl auch einen Reifen oder Kranz, woher noch die „Kranzwirthschaften“ rühren. War der Busch aufgesteckt, so fand das sogenannte „Weinrußen“ statt, d. h. es wurde öffentlich ausgerufen, daß der und der den Busch aufgesteckt habe und der Verkaufspreis für den Wein wurde dabei bekannt gegeben. Die am ganzen Ober- und Mittelrhein weit verbreitete Sitte der Straußwirthschaften ist uralt. Im weinfrohen Breisgau, übrigens auch in Raftatt, nannte man diese Straußwirthe zum Unterschied von den Schildwirthen „Gassenwirthe“, eine Benennung, die sich vermutlich daraus erklärt, daß diese Wirthe ihre Schankstätten nicht an der Hauptstraße, sondern eben in Neben- oder Seitengassen hatten. Man trank übrigens seinen Schoppen dort stets wohlfeiler als in den Schildwirthshäusern.

In einem Berichte von 1752 sind folgende Karlsruher Wirthshäuser als die häufiger besuchten genannt: „Wolf, Rappen, Goldenes Lamm, Goldener Dohle, Weißes Köhler, Schwann, Rohe, König David, Post, Darmstädter Hof (wo man auch schon Billard spielen und Kaffee trinken konnte) und Sirene.“ Außer diesen sind noch aufgeführt: „Hirsch, Weißes Lamm, Schwarzes Lamm, Bären, Weißer Dohle, Weißer Löwe, Roter Hirsch, Einhorn, Engel, Vogel Strauß, Blaue Ente, Goldener Adler (ebenfalls mit Billard), Blume, Laub Grüner Baum, Apfel, Rebstock, Drei Kronen, Kante (= Kanne), Drei Mohren, Schlüssel, Baldhorn, Kreuz, Arche Noah, Sonne, Fröhlicher Mann, Anker, Flug, Krone, Faß, Drei Schweizer, Drei Könige und Drache.“ Ferner sind noch zehn Strauß- und fünf Judenwirthschaften genannt. In einer Altentzählung figurieren die Wirthschaften zum Lamm und zum Faß als die ältesten. Man darf sich nun aber

nicht denken, daß alle diese Wirthshäuser in floribus standen. Nur wenige machten wirklich gute Geschäfte, einige gingen leiblich, die meisten hatten wohl nur sehr geringen Verdienst. Aber die Mehrzahl der Wirthe trieb neben der Wirthschaft noch irgend ein Geschäft. Sie waren hauptsächlich Metzger oder Bäcker, aber auch Küfer, Brantweinbrenner, Schneider und Friseur. Viele von diesen Wirthen hielten sich, wie man es damals euphemistisch bezeichnete, „irreguläre“, d. h. sie trieben sich viel in den anderen Wirthschaften herum. Feine Weine wurden nur in wenigen Wirthschaften verzapft; meist erhielt man Landwein, namentlich aus der Umgegend, auch gepanschtes Zeug aus der chemischen Küche.

So war es in der sogenannten guten, alten Zeit. Seitdem haben sich in Karlsruhe wie überall die Verhältnisse infolge der wirtschaftlichen Entwicklung ganz gewaltig verändert. Man fröst häufig auf die Ansicht, daß die Zahl der Wirthshäuser in den Städten jetzt relativ größer sei als früher, aber die über diese Materie angefertigten Tabellen beweisen die Irrigkeit dieser Ansicht. Auch die Annahme, daß infolge größerer Dichtigkeit der Bevölkerung eine entsprechend größere Menge Wirthschaften entstanden sei, ist nicht haltbar, wie ebenfalls durch Tabellen bewiesen wird. Die Erklärung dafür liegt in folgenden Umständen. Die Zahl der auf dem Lande einmal bestehenden Wirthshäuser ist im ganzen und großen von dem Sinken und Steigen der Einwohnerzahl unabhängig, denn die Dorfwirthe sind eben nicht lediglich auf den Gastwirthschaftserwerb angewiesen. Auch die kleinen Städte, besonders die Amtsstädte, haben von jeher eine größere Zahl von Wirthshäusern gehabt, weil die Dorfsleute vielfach Unlath haben, auf dem Amt oder vor Gericht zu erscheinen, ihre Einkäufe in der Stadt zu machen usw. und nach Erledigung ihrer Geschäfte gern in den Wirthschaften einkehren. Dazu kommt, daß manche kleineren Städte noch immer einen ziemlich regen Güter- und Personenverkehr mit der Nähe haben. In rein häuerlichen Gegenden ist der Wirthshausbesuch durch die Einwohner ziemlich schwach und eigentlich nur an den Nachmittagen der Sonn- und Festtage rege. In Orten mit starker Arbeiterbevölkerung dagegen, wie beispielsweise in Karlsruhe, Mannheim, Pforzheim usw. ist der Besuch der Wirthschaften durchgehends lebhaft.

Seit den patriarchalischen Zeiten Karl Friedrichs hat sich unsere Stadt räumlich weit ausgedehnt, ihre Menschenzahl ist gewaltig gewachsen, die öffentlichen Verhältnisse ihrer Einwohner sind wesentlich andere geworden, selbst der Charakter der Bevölkerung hat sich im Laufe der rund hundert Jahre entschieden verändert, ob zum Vortheil oder Nachtheil muß hier ununtersucht bleiben, und auch die Mundart ist nicht mehr dieselbe wie damals. Ein Wesenszug aber ist dem Karlsruher in allem Wandel der Zeiten erhalten geblieben. Das ist seine als süddeutsches Volkserbstück überkommene Trinkseligkeit.

Mar Fischer / Die heilige Klausnerin.

Wilde Angst brach fiebernd ein in die Klosterstille von St. Gallen. Durch die sanfte Andacht der Gebete schlug das Pochen der großen Bekommenheit. Düstere als je hatte im Jahre des Heils 926 der April eingeseht: Nur schwache Strahlen der Sonne tasteten zuweilen in den letzten Stunden des Abends durch das dichtgeballte Regengewölk. Wie Finsternis und Bange der Weltenwende hatte es sich über die Herzen der Menschen gefenkt: grimmiger denn je peinigte Satanas die Seelen der Frommen mit quälenden Versuchungen. Es war, als sei die Lieblichkeit aus der Kirche und den Klostergängen gezogen, als verlasse der golden leuchtende Schein um die Häupter der Heiligen, als habe selbst das Angesicht der allerheiligsten Gottesmutter einen herberen, strengeren Ausdruck angenommen. Der sanfte Schritt des Evangelisten Johannes schwebte nicht mehr durch die Klosterlichen Räume, dumpf und lastend senkten sich die schweren Traumgesichte des Daniel herab und die schaurigen Visionen der Apokalypse. In der friedlichen Geborgenheit der Zelle wich der sanfte Ausdruck der schlafenden Mönche, banges Stöhnen riß sich empor aus dem Schlummer der Einsamen.

Vieles Volk strömte jetzt trotz Nebeln und Stürmen aus den umgebenden Dörfern zu der Klosterkirche St. Gallen. Immer näher, immer schreckhafter scholl die Kunde heran von den anstürmenden Feinden. Immer drohender, immer deutlicher zeigte sich Triumphe der höllischen Macht. Das Vieh schien behegt: statt der fetten, gelben Milch gab es eine saure, stinkende Flüssig-

keit. Aus schlummernden Geborgenheiten war die Habsucht schamlos erwacht, Söhne schlugen frevelnd nach ihren Vätern, Brüder entschlossen in dem verruchten Haffe des Rain.

Die heilige Stätte von St. Gallen füllte sich mit der banger Not der Betenden. Aus geängsteten Herzen rauchte die Bitte zum Himmel empor, Gott möge das strenge Gericht von ihnen abwenden, möge sie bewahren vor dem wildbrausenden Ansturm der ungarischen Scharen.

Schwere Falten hatten sich eingefurcht in die hohe Stirne des Abtes Engilbert. Dem klugen, weitsichtigen Herrn war es bewußt, daß in wenigen Tagen die Ungarn in das Tal von St. Gallen dringen mußten, und das ungeschützte Kloster ihrer habgierigen Brandschakung und ihrem mörderischen Frevel preisgegeben sei. Der Abt fühlte, welche bange Entscheidung die schicksalschwere Stunde auf seine Schultern geworfen hatte. Sollte er den frommen Dienst und die heilige Wissenschaft von St. Gallen der Vernichtung durch Barbarenhände überlassen? Durfte blinde Zerstörungswut gottloser Feinde den frommen Fleiß und den gottergebenen Scharfsinn der Jahrhunderte vernichten?

In schweren Gebeten rang der Abt um erleuchtende Erkenntnis. Verantwortung seines christlichen Erzieheramtes und Wonne eines glorreichen Martyrtodes fochten qualvollen Kampf. Doch an einem Morgen, vor dem streitbaren Bildnis des Apostels Petrus, ward dem Abte offenbar, daß er die christlichen Schätze, die seiner Obhut anvertraut waren, nicht mehrlos der Zerstörung

des Feindes preisgeben durfte, daß er sie schützen müsse um der Heiligung der künftigen Geschlechter willen. Und, während schon gehegte Flüchtlinge die Kunde ausbreiteten von dem Herannahen mordender Ungarnscharen, traf Abt Engilbert mit eifriger Umsicht alle Vorkehrungen: ließ die wertvollen Bücher und Bilder in Reichenau bergen, sandte die Greise und die Klosterschüler nach der seumschirmten Wasserburg am Bodensee, ließ die Waffen instand setzen, um von einem besser geschützten Orte sich und die Seinen wider den Ansturm der wilden Feinde verteidigen zu können, vertrauend auf des dreieinigen Gottes wunderbare Hilfe.

Aber bevor der Abt mit den Seinen das Tal von St. Gallen verließ, hatte er noch einen Weg zu gehen, der ihm heiß auf der Seele brannte. Durch den feuchten Morgennebel schritt der hohe Geistliche zu dem Kirchlein von St. Mang empor. Mit innerer Besorgnis dachte er an die schwesterliche Seele, die sieben Jahre lang schon eingeschlossen lebte, entsagend der Welt und ihren rauschenden Freuden, in der grauenhaften Einsamkeit ihrer engen Klausel aller leidenschaftlichen Kräfte ihrer Seele zu Gott sammelnd, nach dem sie rang, in Seufzern der Menschennot und in Gebeten der Inbrunst.

In ehrfürchtiger Andacht trat Abt Engilbert in das kleine Kirchlein von St. Mang. Noch umhüllte Dunkelheit den heiligen Raum, vor dessen Altar sieghaft das ewige Licht leuchtete, zuweilen sich scheu zusammenraffend, als wolle es der suchenden Seele hoffnungslos entweichen, zuweilen hell aufflammend in jubelnder Verheißung. Wie still und innig es in diesem Kirchlein war. Nichts von dem Prunk und den vollendeten Zeremonien St. Gallens, und doch: auch hier in der schlichten Geborgenheit war der gekreuzigte Gottessohn lebendig, war der heilige Geist ausgegossen, der milde Tröster der erlösungsbangen Menschen. Vor dem Altare kniete der Abt, faltete in demüthiger Einsamkeit die Hände zum Gebete, senkte seine Seele in Gott und bat ihn, der über alle Geschicke gebietet, über Tod und Leben, über Verdammnis und Erlösung, daß er ihm und den seiner Obhut anvertrauten Seelen ein milder und barmherziger Richter sei, daß er die heilige Stätte von St. Gallen schützen möge vor unheiliger Verwüstung, daß er sich auch annehmen möge der frommen Klausnerin, die in unstillbarer Gottesliebe sich zu dem Dreieinigen emporrang, überwindend die Schwächen ihres Geschlechtes und die engen Schranken der sündigen Menschenkreatur.

Als der Abt Engilbert seine Seele durch das Gebet gestärkt hatte, schritt er zu dem kleinen Bitterfenster, das die einzige Verbindung darstellte zwischen der Kirche und der ummauerten Klausel der frommen Einsiedlerin. Durch dieses Fenster empfing sie die kärglichen Speisen, deren ihr fastengeübter Leib bedurfte, empfing sie, an den Tagen des Herrn, die heilige Seelenspeise, empfing sie tröstend zusprechendes Wort und Absolution ihres geistlichen Führers.

Milden Gruß entsandte der Abt der einsamen Schwester in Christo. Sein Ohr lehnte am Fenster, lauschte auf die geheimnisvolle Stimme, die ihm bei jedem seiner Besuche immer klarer und heller, immer freudiger und entlöster schien, als steige sie empor aus der verquollenen Unnachtung der sündigen Kreatur zu den reinen Höhen der seligen Geister. Welche seltenen Wege mochte die Seele dieser eigenen Frau ersteigen in heiliger Einsamkeit? Wohl wußte der Abt aus den Berichten der früheren Jahre, daß die Lockungen der Welt und die grauen Versuchungen des Teufels selbst durch die schirmenden Mauern der engen Zelle sich Eingang verschafft und die nach Gott ringende Seele versucht hatten. Aber immer mehr schien die gottergebene Seele der frommen Frau umhüllt zu werden mit dem seligen Schein der Gnade, gefeit zu werden wider die Versuchungen der bösen Mächte, erlöst zu werden aus den verengenden Schranken der sündigen Kreatur zu der reinen Schau paradiesischer Gebilde.

So klang an diesem Tage, lauterer noch denn je, die selige Stimme der Klausnerin, jubelte von Wonne des Himmels und von der beglückenden Nähe des gnadevollen Erlösers. War es noch ein menschliches Wesen, so fragte sich bange der Abt, das so frohlockte wie reinste Glocken, war nicht vielleicht in diesem sieben-

jährigen Heiligenleben die Gewandung des Körpers überwunden worden, und ein verkürter Geist schwebte in der engen Klausel? Nur mit Scheu vermochte es der Abt, hier von den Dingen des Erdentages zu reden, die selbst in den Räumen des Klosters Sorge und Bekommenheit verbreitet hatten, von der brutalen Not feindlichen Ansturms, von dem Heranrücken der wilden Ungarnscharen. Aber die schützende Sorge um die fromme Frau gab ihm die Kraft zu Worten der Warnung: fliehen sollte sie auf die seumschirmte Wasserburg, daß sie geschützt sei gegen die Ruchlosigkeit der anziehenden Feinde, daß sie davor bewahrt bleibe, wenn trevelnde Hände das Kirchlein anzündeten, lebendigen Leibes versengt zu werden von züngelnden Flammen.

Aber kein Klang von scheuer Erdenfurcht um das menschliche Leben tönte aus der Stimme, welche wie raumlos schwebend dem Abte ins Ohr klang. Gott sei ihr Leben geweiht, und nimmer wolle sie die heilige Klausel verlassen, welche sie die ringenden Jahre hindurch bewahrt habe vor dem eiteln Schaum der weltlichen Erregungen. Eitel sei es, der Gefahr seige entfliehen zu wollen, denn der Tod des Leibes treffe, wenn Gottes allmächtige Vorsehung ihn bestimmt hat. Nicht den irdischen Tod brauche zu fürchten, der die Seele bereitet, daß sie die Finsternis der Nacht überwinde und aufzusteigen vermag zum ewigen Leben. So habe der Heiland es uns gelehrt in der Entscheidungsschwere seiner unantastbaren Worte: „Wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren; und wer sein Leben auf dieser Welt gering achtet, der wird es bewahren zum ewigen Leben.“

Demüthig beugte Abt Engilbert seine warnende Sorge vor dem wankellosen Gottvertrauen dieser heiligen Frau. Er fühlte: hier hatte der Tod nicht Schrecken wie für die erdbefangene Kreatur, wie für den bange Sünder, hier war der Tod die ersehnte Eingangspforte aus der unzulänglichen Form des sündigen Erdenlebens in die verkürte Auferstehung eines paradiesischen Lebens. Er fühlte voll Scham, wieviel mehr er selbst, der mit hoher geistlicher Würde umkleidete Priester, noch an die vergänglichen Werte dieses Lebens sich klammerte, und er erbat sich bei Gott die fromme Ergebenheit dieser heiligen Frau als Vorbild und Fürsprecherin. Dann gab er tief ergriffen der Klausnerin den priesterlichen Segen, empfahl ihre geläuterte Seele der Gnade des Allmächtigen.

Blaugrauer Morgen leuchtete dem Abte entgegen, als er den grünen Wiesenhügel hinabstieg. Eine neue Freudigkeit schwebte um seine sorgenenlastete Stirne. So geschahen doch noch auf dieser Erde die strahlenden Wunder der göttlichen Gnade, so gab es doch über den wirren Kämpfen der Menschen über dem vergänglichen Wechsel der Meinungen, über dem ewigen Bergehen und Zeugen die eine unantastbare Wahrheit: den Weg der Nachfolge Christi, welcher hienieden schon die Seele weitete über die Mauern kreatürlicher Umfangtheit und sie erfüllt mit dem Geschmack ewiger Seligkeiten.

Als die Nebel gewichen waren und die Sonne ihr Mittagslicht über das Tal von St. Gallen ausgoß, waren die Menschen längst auf die Inseln im Bodensee oder in die schützenden Berge entflohen. Bierundzwanzig Stunden lag so das Land, von Menschen verlassen und bange atmend vor der Ahnung schweren Schicksals: nur in stiller ummauerter Klausel leuchtete die keusche Seele der heiligen Wiborada zu Gott empor.

War die Erfüllung endlich gekommen? Sollte sie nun endlich aufspringen, die bange Pforte, welche noch trennte von dem Leben in Gott? Ihn hatte sie gesucht seit den frühen Ahnungen der Kindheit, er war verheißende Zuversicht ihrer jungen Träume gewesen. Aber lockend hatten die Wirrnisse dieser Welt sie umflittert, hatten sie hineingewirbelt in den eiteln Tanz ihrer glitzernden Täuschungen, hatten gezehrt an ihrem Hoffen und Sehnen und hatten sie dennoch zurückgelassen, schal, ernüchtert, enttäuscht. Da war der Jungfrau Wiborada die frohe Erkenntnis offenbar geworden, daß es nicht in den Banden des schrankenunbegrenzten Erdenlebens das Glück und die Vollendung zu suchen galt: zur Vollkommenheit Gottes jauchzte ihre Seele in drängendem Verlangen empor. Nun gab es nur noch ein Ziel, nur noch

eine vermessene Sehnsucht. Mochten die bösen Geister schaurig wirren mit schweren Träumen und scheußlichen Lüsten, mochte das strahlende Goldhaar verbleichen in der engen ummauerten Klausel, wenn nur die tastende Seele den Gnadenpfad empor fand zu der Reinheit Gottes.

Auf wilden Hengsten tobten die Ungarn über das grünende Land. Drangen ein in das Kloster St. Gallen, fluchten der Entwichenen, warfen das heilige Gerät wild durcheinander, bezechten sich an der köstlichen Süße des alten Klosterweines.

Des Trunkes und des Spieles müde, suchten drei ungarische Reiter Gegenstand habgieriger Plünderung. Vom Wiesenhügel leuchtete ihnen das Kirchlein St. Mang. Doch vergebens wühlten sie nach Schätzen in der schmucklosen Innigkeit des stillen Kirchleins. Ein Kreuzifix, zwei Marienbilder — das war alles, was ihre frevelnden Hände errafften.

Als sie Verwünschungen ausstoßend aus dem dürftigen Kirchlein traten, wies einer der Ungarn auf den kleinen ummauerten Raum. Kein Zweifel: hier mußten die Schätze des Kirchleins geborgen sein. In wilder Habgier kletterten die Un-

garn die niedrige Mauer hinauf, versuchten das leichte Dach abzutragen. Doch als sie das erste Stück des Daches abgedeckt hatten und ihre golddürstenden Augen nach den ersehnten Schätzen spähten, bot seltsamer Anblick sich dar: an einem kleinen Altar kniete betend eine hohe, schlankte Frau. Ergrauendes Blondhaar wallte über ihre Schultern hernieder. Das bleiche, leidengefurchte Antlitz senkte sich über die schmalen Beterhände, ein Glanz unennbarer Seligkeit entstrahlte den leuchtenden Augen.

Als sie die dürftige Armut der schädellosen Klausnerin erkannten, überkam teuflische Wut die wilden ungarischen Kriegsgesellen. Einer von ihnen nahm zorn erfüllt sein Schwert, schleuderte es herab auf die betende Klausnerin. In der Mitte des heiligen Hauptes senkte es sich ein, durchdrang das schützende Haar: purpurnes Martyrblut quoll rauschend empor.

Eine wilde, entsetzliche Angst war über die drei ungarischen Reiter gekommen. Durch die Zelle, in der das Blut der gemordeten Heiligen tropfte, tönte der seltsame Klang einer fremden Melodie: es war, als ziehe das geheimnisvolle Flüstern einer andern Welt bebend über die verirrtte Erde.

Werner Krenser / Impressionen.

Deutschland / Ein Gleichnis.

Es fuhr der Blick ins glastendheiße Sommerfeld,
Von schwüler Wolkenballung lang undüftert.
Und wo ein Fünkeln eben erst geknistert,
Steht rings in Flammen schon die Welt.

Wo sichelfroh die Garbe stand,
Braust rote Lohe durch das Land
Und ist ein grausam Bild enthüllt,
Draus Weltgeschehens tiefste Lehre quillt:

Was faul und wurmig ist, muß sterben
Und Lebenskraft wird Leben erben.
Die Spreu zerfließt in Flammenschmerzen,
Stahl wird, was edel war und erzen.

Die Flamme losch in eisigkaltem Strahl,
In dunklen Trümmern tasten heiße Sorgen.
Nun, Deutschland, sinkt Dein Abend
Oder graut Dein Morgen.

Nun wirst Du Asche oder Du bist Stahl!

Marsoje.

Wolkenglanz scharlachrot, letzter Tanz — letzte Not!
Jauchzende Geigen. Metallenes Schweigen.
Qualvoll sich hämmern in wirren Träumen
Voll Erdschwere. Sinkende Schatten,
Glückselig Ermatten und Gleiten ins Leere:

Silberne Kreise, Smaragdne Schleier.
Goldene Schiffe auf tiefblauem Weiher.
Aufwärts schweben, schweben und gleiten.
Aufwärts, aufwärts! Klingende Weiten!
Tief, tief der Erde Not.

In deine Arme, Erlöser Tod!

Julitraum.

In drückendheißer Julinacht
Bin jäh ich einmal aufgewacht.
Was träumt' ich doch so schwer?

Ich träumt', ich lag im Meer
Auf einem Eiland ganz allein,
Um mich nur bleichendes Gebein.

O Hoffnung! Seh' ich dort nicht Segel blinken?
Mit einem Tuch könnt' ich hinüberwinken —
Und habe keins. O könnt' ich rufen, schreien:
Holt mich herüber, holt mich doch! Ich lieg allein
Hier auf dem Eiland! Ich verschmachte!

Doch wie ich auch zu rufen trachte, —
Ich kann es nicht. Der Stimme Flut
Verfiegt längst in Tropenglut.

Nur einen Trunk, nur einen einz'gen Tropfen!
Da hör' ich von der Felswand leises Klopfen,
Ich schau mich um und sehe — mit Behagen
An einem Kürbis einen Geier nagen.

Gewiß ein kühler Trank, den Schiffer hier vergaßen!
Ich schleppe mich heran, ich kann ihn fassen,
Will eben dran die heißen Lippen nehen,
Da seh' ich — o Entsetzen, o Entsetzen —

Mich grinst ein Totenschädel an!